



JOSÉ RIZAL

NOLI ME TANGERE

ROMAN

Insel



José Rizal

NOLI ME TANGERE

Roman

Aus dem philippinischen Spanisch
von Annemarie del Cueto-Mörth

Mit Nachworten von Lieselotte Kolanoske
und Filomeno V. Aguilar Jr.

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1887 in spanischer Sprache
bei der Berliner Buchdruckerei-Actiengesellschaft in Berlin.
Der Übersetzung liegt die Ausgabe des Instituto Nacional de Historia,
Manila 1978, zugrunde.

Wir bedanken uns beim philippinischen
National Book Development Board (NBDB) für die
Förderung der Übersetzung.



Erste Auflage 2025

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag

Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 1987

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: mauritius images, Mittenwald: Früchte
(Sunny Celeste/imageBroker), Palmen (Olga Khoroshunova/Alamy),

Rizal (GL Archive/Alamy); Freepik

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64546-7

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

»Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen?
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?« –
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,
Fähndriche, Sekretärs und Husarenmajors.
»Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?«

Schiller, Shakespeares Schatten

Eine Abendgesellschaft

Ende Oktober gab Don Santiago de los Santos, allenthalben Capitán Tiago genannt, ein Abendessen, und obwohl er es gegen seine Gewohnheit erst am selben Nachmittag angekündigt hatte, sprach man bereits in Binondo* und den anderen Stadtteilen bis hinein nach Intramuros von nichts anderem. Capitán Tiago galt als unerhört reich und verschwenderisch, und sein Haus stand jedermann offen gleich seinem Vaterland, nur dem Handel und neuem oder kühnem Gedankengut blieben die Türen verschlossen.

In Windeseile verbreitete sich die Nachricht bei all den Müßiggängern, Wichtigtuern und Tagedieben, die der liebe Gott in seiner grenzenlosen Güte erschaffen hat und die er in Manila so prächtig und zahlreich gedeihen lässt. Die einen liefen nach Schuhcreme, die andern suchten Kragenknöpfe und Krawatten hervor und alle überlegten angestrengt, wie sie den Hausherrn möglichst vertraulich begrüßen könnten, als wären sie alte Freunde, oder wie sie sich, falls nötig, für ihr spätes Erscheinen entschuldigen sollten.

Das Diner fand in einem Haus in der Calle Anloague statt. Da wir die Hausnummer vergessen haben, wollen wir das Haus so beschreiben, dass man es wiedererkennen kann; das heißt, wenn die Erdbeben es verschont haben. Dass sein Besitzer es niederreißen lässt, glauben wir nicht, denn das besorgen hier für gewöhnlich der liebe Gott oder Mutter Natur, die auch für andere Arbeiten dieser Art bei unserer Regierung unter Vertrag

* Anmerkungen am Schluss des Bandes.

steht. – Es ist ein ziemlich großes Gebäude in der landesüblichen Bauweise und liegt nahe einem Seitenarm des Pasig, den viele die Ría de Binondo nennen und der wie alle Wasserläufe in Manila die vielfältigsten Zwecke erfüllt: Er ist Bad, Abwasserkanal, Waschküche, Fischgrund, Transport- und Verbindungsweg und – wenn es dem chinesischen Wasserverkäufer so passt – sogar Trinkwasserbrunnen. Nun verfügt diese mächtige Schlagader des Stadtteils mit seinem pulsierenden Verkehr und seiner lärmenden Betriebsamkeit auf einer Strecke von mehr als einem Kilometer über nur eine Brücke aus Holz, die sechs Monate lang beschädigt und den Rest des Jahres unpassierbar ist. Weshalb in der heißen Jahreszeit die Pferde diesen dauernden Status quo ausnutzen, um ins Wasser zu springen, sehr zum Befremden des arglosen Zeitgenossen, der in der Droschke eingekickt ist oder sich in philosophischen Betrachtungen über die Errungenschaften des Jahrhunderts ergeht.

Das Haus ist eher niedrig, und seine Linien verlaufen nicht ganz regelgerecht: Ob der zuständige Baumeister schlechte Augen hatte oder ob hier Erdbeben und Wirbelstürme ihre Wirkung gezeitigt haben, kann niemand mit Sicherheit sagen. Eine breite Treppe mit einem grünen Säulengeländer und hier und da mit Teppichen belegt führt zwischen Blumenschalen und Blumentöpfen auf vielfarbigen, bizarr bemalten Piedestalen aus chinesischem Porzellan vom gefliesten Eingang zum Hauptgeschoss.

Niemand ist da, um unsere Karten in Empfang zu nehmen, also steigen wir hinauf, lieber Leser, Freund oder Feind, wenn dich die Musik und das Licht und der beredte helle Klang von Tafelsilber und Porzellan locken und du sehen möchtest, wie man hier in der Perle des Ostens Gesellschaften gibt. Gerne würde ich dir und mir die Beschreibung des Hauses ersparen, aber sie ist nun einmal wichtig, denn wir Menschen sind wie die Schildkröten: Wir werden nach unseren Schalen bewertet und eingeordnet. Deshalb und noch anderer Eigenschaften we-

gen sind auch die Menschen der Philippinen wie die Schildkröten. Wenn wir hinaufgestiegen sind, stehen wir unversehens in einem weiten Raum, der hier, ich weiß nicht warum, »Caida« heißt und heute Abend als Speisesaal dient, in dem auch das Orchester spielt. Seine lange Tafel in der Mitte ist mit verschwenderischer Pracht geschmückt und scheint dem Eindringling mit köstlichen Genüssen zu winken, während sie dem scheuen jungen Mädchen, der bescheidenen *Dalaga*, mit zwei tödlich langen Stunden in der Gesellschaft von Fremden droht, deren Sprache und Reden gewöhnlich ein recht merkwürdiges Gepräge haben. Als Gegensatz zu diesen weltlichen Zurüstungen hängen an der Wand dicht an dicht Gemälde religiösen Inhalts wie »Das Fegefeuer«, »Die Hölle«, »Das Jüngste Gericht«, »Der Tod des Sünders« und ganz im Hintergrund, in einem schweren üppigen Rahmen im Renaissancestil, den Arévalo geschnitzt haben könnte, ein sonderbares, riesiges Gemälde, auf dem zwei alte Frauen zu sehen sind. Auf der Inschrift heißt es: »Unsere Liebe Frau vom Frieden und der Guten Reise, die in Antipolo verehrt wird, wie sie als Bettlerin verkleidet die fromme und berühmte Capitana Inés am Krankenlager besucht«.

Verrät das Werk auch weder Kunstsinn noch Geschmack, so ist es dafür umso realistischer: Mit ihrer bläulich gelben Gesichtsfarbe gleicht die Kranke schon einem verwesenden Leichnam, und die Trinkgläser und sonstigen Gefäße, dieses ganze Gefolge eines langen Krankenlagers, sind so peinlich genau dargestellt, dass man sogar ihren Inhalt erkennt. Beim Betrachten dieser Bilder, die den Appetit anregen und bukolische Gedanken einflößen, könnte man meinen, der listige Hausherr wisse sehr wohl, was es mit den meisten seiner Tischgenossen auf sich habe, und nur um seine Gedankengänge ein wenig zu verschleiern, hätte er an der Saaldecke tief herabhängende kostbare chinesische Lampions, leere Vogelkäfige, rote, grüne und blaue Spiegelglaskugeln, schon welke rankende Pflanzen und

luftgefüllte getrocknete Fische, *Botetes* genannt, anbringen lassen. Den Abschluss des Ganzen bilden auf der dem Fluss zugewandten Seite verspielte Bögen aus Holz, halb chinesisch, halb europäisch, durch die man eine Terrasse mit Blumenspalieren und Lusthäuschen sieht, spärlich beleuchtet von kleinen bunten Papierlaternen.

Drinne im Saal, zwischen gewaltigen Spiegeln und strahlenden Lüstern, sind die Gäste. Dort steht auf einem Podium aus Pinienholz der herrliche Flügel von ungeheurem Wert. Heute Abend spielt niemand auf ihm, was ihn noch wertvoller macht. Dort hängt auch das große Ölporträt eines gutaussehenden Mannes im Frack. Seine symmetrische Gestalt mit ihrer steifen Würde gleicht dem Amtsstab, den seine beringten Hände fest umschließen; das Bild scheint zu sagen: Seht, was ich trage und wie ernst ich bin!

Die Möbel sind elegant, vielleicht ein wenig unbequem und der Gesundheit nicht eben zuträglich: Der Hausherr dachte wohl mehr an die eigene Prachtentfaltung als an das Wohlbefinden seiner Gäste. »Gewiss, die Dysenterie ist etwas Schreckliches, aber dafür sitzt ihr auf Stühlen aus Europa, und das habt ihr schließlich nicht alle Tage«, könnte er sagen.

Es waren schon viele Gäste im Saal, auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Frauen, wie in den katholischen Kirchen und den Synagogen. Die Frauen, einige junge Philippinen und Spanierinnen, unterdrückten hinter dem Fächer ein Gähnen. Nur hin und wieder wagten sie ein paar leise Worte; bahnte sich eine Unterhaltung an, erstarb sie sogleich in kurzem Raunen, das den Geräuschen in einem nächtlichen Haus ähnelte, in dem Mäuse und Eidechsen umherhuschen. Waren sie vielleicht wegen der verschiedenen Liebfrauenbilder an der Wand so schweigsam und andächtig, oder bildeten die Frauen hier eine Ausnahme?

Die Einzige, die sich der jungen Frauen annahm, war eine

freundlich aussehende alte Dame, eine Verwandte von Capitán Tiago, die ziemlich schlecht Spanisch sprach. Ihre Gastgeberrolle erschöpfte sich darin, den Spanierinnen ein Tablett mit Zigaretten und Betel anzubieten und den Philippininnen wie ein Priester die Hand zum Kuss zu reichen. Der armen Alten wurde das schließlich zu langweilig, und als draußen ein Teller zerkirrte, nahm sie die Gelegenheit wahr, murmelte: »Jesus, na wartet, ihr Strolche!« und ging eilig hinaus. Und ließ sich nicht wieder blicken.

Bei den Männern ging es schon lebhafter zu. In einer Ecke steckten ein paar Kadetten angeregt flüsternd die Köpfe zusammen, blickten von Zeit zu Zeit im Saal umher und zeigten mit kaum unterdrücktem Lachen auf den oder jenen Gast. Zwei Ausländer dagegen, in weißen Anzügen, gingen schweigend und die Hände auf dem Rücken mit großen Schritten im Saal auf und ab, wie gelangweilte Passagiere auf einem Schiffsdeck. Den lebendigen Mittelpunkt des Interesses jedoch bildete eine Gruppe rund um ein Tischchen mit Wein und englischen Kuchen: Es waren zwei Ordensgeistliche, ein Offizier und zwei Spanier in Zivil.

Der Offizier war ein alter Teniente, ein hochgewachsener, finster blickender Mann, der aussah wie ein in den niederen Rängen der Guardia Civil hängengebliebener Herzog von Alba. Er sprach wenig, dafür aber kurz und bündig. Der eine der beiden Mönche, ein junger Dominikaner, schön, makellos, strahlend wie seine goldgefasste Brille, zeigte einen frühreifen Ernst. Er war der Pfarrer von Binondo und ehemaliger Lehrer am Dominikanergymnasium San Juan de Letrán. Er stand im Ruf eines meisterhaften Dialektikers, und früher, als die geistigen Söhne Guzmáns sich noch mit Laien in spitzfindigen Streitgesprächen zu messen wagten, hatte ihn selbst der brillianteste Gegner niemals zu verwirren oder zu überlisten vermocht und war an Bruder Sybilas Auslegungen gescheitert wie ein Fischer,

der Aale mit einem Lasso zu fangen versucht. Der Dominikaner sprach wenig und schien seine Worte sorgfältig zu wägen.

Der andere, ein Franziskaner, sprach dafür umso mehr und begleitete seine Worte mit weit ausholenden Gesten. Obwohl sein Haar schon ergraute, wirkte er noch kräftig und jugendlich. Mit dem gutgeschnittenen Gesicht, dem kraftvollen Kinn, dem durchdringenden Blick und der mächtigen Gestalt sah er aus wie ein verkleideter römischer Patrizier. Unwillkürlich wurde man an jene drei Mönche aus Heines »Götter im Exil« erinnert, die zum Herbstäquinoktium um Mitternacht einen See in Tirol überqueren und den Fährmann des Nachens jedes Mal mit einem blanken Taler entlohnen, dessen Eiseskälte ihn schauern macht. Indes war Bruder Dámaso keineswegs unheimlich wie jene; er war ein fröhlicher Mensch, und wenn auch eine gewisse Schroffheit in der Stimme den Mann verriet, der noch nie ein Blatt vor den Mund genommen hat und seine Worte für der Weisheit letzten Schluss hält, so verwischte sein sorgloses, freimütiges Lachen diesen unfreundlichen Eindruck, ja, man verzieh ihm sogar, dass er keine Strümpfe trug und mit seinen riesigen Füßen und haarigen Beinen einen Anblick bot, der einem Schausteller auf dem Jahrmarkt von Quiapo ein Vermögen einbringen würde.

Der eine der beiden Zivilisten war ein kleiner, schwarzbärtiger Mann, an dem das einzig Bemerkenswerte seine Nase war, ein so großes Riechorgan, dass es jemand andern zu gehören schien. Der andere, ein blonder junger Mann, war offenbar erst vor kurzem ins Land gekommen. Mit diesem unterhielt sich der Franziskaner angeregt.

»Sie werden schon sehen«, sagte er, »wenn Sie erst ein paar Monate hier sind, werden Sie mir recht geben müssen. In Madrid regieren und auf den Philippinen leben ist zweierlei.«

»Aber ...«

»Ich zum Beispiel«, fuhr Bruder Dámaso mit erhobener

Stimme fort, um den anderen nicht zu Wort kommen zu lassen, »ich esse hier schon dreiundzwanzig Jahre Reis und Bananen, ich weiß, wovon ich spreche. Kommen Sie mir nicht mit Theorien und schönen Reden, ich kenne den Indio. Sie müssen sich vorstellen, gleich als ich hier ankam, wurde ich in ein Dorf geschickt, in ein kleines zwar, aber mit regem Ackerbau. Ich konnte das Tagalog noch nicht sehr gut, aber ich nahm den Frauen schon die Beichte ab, und wir verstanden uns prächtig. Und als ich nach drei Jahren in ein größeres Dorf versetzt wurde, wo die Stelle durch den Tod des einheimischen Pfarrers frei geworden war, da war ich so beliebt bei den Leuten, dass sie alle weinten, mich mit Geschenken überhäuften und mir mit Musik das Geleit gaben!«

»Aber das zeigt doch nur ...«

»Warten Sie, warten Sie, nicht so voreilig! Mein Nachfolger blieb nicht einmal so lange wie ich, und als er wegging, gab es noch mehr Geleit, noch mehr Tränen und noch mehr Musik, und das, obwohl er mehr prügelte als ich und die Pfarrabgaben fast auf das Doppelte erhöht hatte.«

»Aber Sie erlauben ...«

»Ich bin noch nicht zu Ende. In San Diego habe ich zwanzig Jahre verbracht, und erst vor ein paar Monaten bin ich dort ... weggegangen« (die Erinnerung schien ihn zu verstimmen). »Zwanzig Jahre, das kann wohl niemand bestreiten, sind mehr als genug, um ein Dorf kennenzulernen. San Diego zählte sechstausend Seelen, und ich kannte alle seine Bewohner, als hätte ich sie selber geboren und gesäugt. Ich wusste, auf welchem Bein der eine hinkte und wo den andern der Schuh drückte, ich wusste, wer hinter welcher Dalaga her war, ich wusste, wie viel Liebesgeschichten die oder die gehabt hatte und mit wem, wer der wirkliche Kinesvater war und so weiter ... Sie kamen ja alle zu mir in die Beichte, und sie hüteten sich wohl, diese Pflicht zu versäumen. Santiago, unser Hausherr, kann Ihnen

sagen, ob ich lüge. Er hat dort große Ländereien, und dort sind wir auch miteinander bekannt geworden. So, und jetzt sollen Sie sehen, wie der Indio ist: Als ich San Diego verließ, gaben mir nur ein paar alte Frauen das Geleit und ein paar Tertiari Brüder. Und das nach zwanzig Jahren!«

»Aber ich sehe da keinen Zusammenhang mit der Aufhebung des Tabakmonopols«, erwiderte der Blonde, die Pause nützend, als der Franziskaner nach einem Glas Sherry griff.

Bruder Dámaso ließ verblüfft beinahe sein Glas fallen. Er starrte den jungen Mann eine gute Weile an und rief dann aufs Höchste befremdet: »Wie bitte, wie? Ja ist es denn möglich, dass Sie nicht sehen, was so klar zu Tage liegt? Merken Sie denn nicht, Kind Gottes, dass das alles nur deutlich beweist, was für ein Unding die Reformen der Minister sind?«

Diesmal war es der Blonde, der verdutzt schwieg. Der Teniente blickte noch finsterer, und der Kleine wiegte den Kopf, was genauso gut ja wie nein heißen konnte. Der Dominikaner beschränkte sich darauf, ihnen allen den Rücken zuzukehren.

»Glauben Sie ...?« brachte der junge Mann schließlich sehr ernst hervor und sah den Mönch neugierig fragend an.

»Ob ich das glaube? Wie ans Evangelium: Der Indio ist doch dermaßen träge!«

»Ah, verzeihen Sie, dass ich Sie unterbreche«, der junge Mann senkte die Stimme und rückte den Stuhl ein wenig näher, »dieses Wort interessiert mich außerordentlich. Existiert sie wirklich, diese angeborene Trägheit der Einheimischen, oder entschuldigen wir damit, wie ein fremder Reisender sagte, nur unsere eigene Trägheit, unsere Rückständigkeit und unser Kolonialsystem? Er sprach von anderen Kolonien, deren Bewohner derselben Rasse angehören ...«

»Unsinn! Purer Neid! Fragen Sie Señor Laruja hier, er kennt das Land auch, fragen Sie ihn, ob die Unwissenheit und Trägheit der Indios irgendwo ihresgleichen hat!«

»In der Tat«, erwiderte der Kleine, »nirgends auf der Welt werden Sie etwas Trägeres finden als den Indio, nirgends!«

»Und etwas Lasterhafteres und Undankbareres!«

»Oder Ungebildeteres!«

Der Blonde blickte sich unruhig um.

»Meine Herren«, sagte er leise, »ich glaube, wir befinden uns hier bei einem Indio, diese jungen Damen ...«

»Ach seien Sie doch nicht so zimperlich! Santiago betrachtet sich nicht als Indio, und außerdem ist er nicht da, aber selbst wenn ...! Das sind Flausen von Neuankömmlingen. Lassen Sie erst mal ein paar Monate vergehen; Sie werden schon anders denken, wenn Sie genug Feste und Tanzereien mitgemacht haben, wenn Sie auf diesen Bambuspritschen geschlafen und reichlich *Tinola* gegessen haben.«

»Ist das, was Sie da *Tinola* nennen, eine Art Lotusfrucht, die die Menschen so ... irgendwie ... vergesslich macht?«

»Lotus? Blödsinn!« Pater Dámaso lachte. »Da sind Sie aber auf dem Holzweg! *Tinola* ist ein einheimisches Gericht aus Huhn und Kürbis. Seit wann sind Sie eigentlich hier?«

»Seit vier Tagen«, erwiderte der junge Mann leicht pikiert.

»Sind Sie hierher versetzt worden?«

»Nein, ich komme auf eigene Faust, um das Land kennenzulernen.«

»Also das ist ein seltsamer Vogel!« Bruder Dámaso betrachtete ihn neugierig. »Auf eigene Faust und wegen solcher Albernheiten! Unglaublich! Wo es doch so viele Bücher darüber gibt ... wenn einer nur ein bisschen Verstand hat ... so viele Leute haben dicke Bücher darüber geschrieben! Nur ein kleines bisschen Verstand ...«

»Hochwürden Pater Dámaso«, unterbrach ihn plötzlich der Dominikaner schroff, »Sie sagen, Sie waren zwanzig Jahre in San Diego und verließen es dann. Waren Hochwürden nicht zufrieden mit dem Dorf?«

Bei dieser Frage, die so natürlich und fast beiläufig klang, verlor Bruder Dámaso unversehens seine gute Laune, und sein Lachen verstummte.

»Nein«, knurrte er nur und ließ sich heftig gegen die Stuhllehne fallen.

Der Dominikaner fuhr in noch unbeteiligterem Ton fort: »Es muss schmerzlich sein, ein Dorf zu verlassen, in dem man zwanzig Jahre gelebt hat und wo man so völlig zu Hause war. Mir jedenfalls fiel der Abschied von Camiling schwer, obwohl ich dort nur wenige Monate verbracht hatte; aber die Oberen taten es zum Besten der Gemeinde ... und es war auch zu meinem Besten.«

Bruder Dámaso schien zum ersten Mal an diesem Abend aus der Ruhe gebracht. Plötzlich schlug er mit der Faust auf die Armlehne seines Stuhls, sog scharf die Luft ein und rief: »Entweder es gibt eine Religion oder es gibt keine, also, entweder die Geistlichen sind frei oder sie sind es nicht! Das Land geht verloren, es ist schon verloren!«

Und wieder versetzte er der Lehne einen Fausthieb.

Der ganze Saal blickte erstaunt auf die Gruppe. Der Dominikaner senkte den Kopf, um den Franziskaner über seine Brille hinweg zu betrachten.

Die beiden Ausländer, die durch den Saal schlenderten, blieben einen Augenblick stehen, sahen sich an, zeigten sich in einem kurzen Lächeln die Schneidezähne und nahmen dann ihren Spaziergang wieder auf.

»Er ist verärgert, weil Sie ihn nicht mit Hochwürden angesprochen haben«, sagte Señor Laruja leise zu dem Blondem.

»Was wollen Hochwürden damit sagen? – Was haben Sie denn?« fragten der Teniente und der Dominikaner gleichzeitig.

»Davon kommt ja das ganze Unglück! Die Regierenden halten den Ketzern die Stange gegen die Abgesandten Gottes!« fuhr der Franziskaner fort und schüttelte die derben Fäuste.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Teniente nochmals finster und richtete sich auf.

»Was ich damit sagen will?« wiederholte der Franziskaner aufgebracht und blickte dem Teniente starr ins Gesicht. »Ich werde Ihnen sagen, was ich damit sagen will! Ich will ... Ich will sagen, wenn ein Priester den Kadaver eines Ketzers aus seinem Friedhof wirft, dann hat niemand, nicht einmal der König das Recht, sich einzumischen, geschweige denn Strafen zu verhängen. Und dann noch so ein kleiner General, so ein kleiner Unglücksritter ...«

»Hochwürden, seine Exzellenz ist Patronatsherr und Vizekönig!« rief der Soldat und sprang auf.

Der Franziskaner war jetzt auch auf den Füßen: »Ach hören Sie schon auf mit Ihrem Patronatsherrn und Vizekönig! Zu anderen Zeiten hätte man ihn die Treppe hinuntergeworfen, wie damals die Kongregation den gottlosen Gouverneur Bustamante. Das waren eben noch glaubensfeste Zeiten!«

»Ich warne Sie, ich gestatte nicht ... Seine Exzellenz vertritt seine Majestät den König!«

»Weder den König noch sonst etwas! Für uns gibt es keinen König als den rechtmäßigen ...«

»Halt!« rief der Teniente drohend und im Befehlston. »Entweder Sie nehmen das zurück, oder ich mache morgen sofort Seiner Exzellenz Meldung.«

»Gehen Sie doch gleich, gehen Sie!« höhnte Bruder Dámaso und trat mit geballten Fäusten auf ihn zu. »Glauben Sie, nur weil ich das Ordenskleid trage, fehlt mir der Schneid? Gehen Sie schon, ich gebe Ihnen sogar noch meinen Wagen!«

Die Auseinandersetzung nahm eine Wendung ins Komische: Zum Glück griff der Dominikaner ein.

»Meine Herren«, sagte er sehr bestimmt und mit jener näselnden Stimme, die den Mönchen so wohl ansteht. »Man darf die Dinge nicht durcheinanderbringen oder Kränkungen su-

chen, wo keine sind. Wir müssen in den Worten Bruder Dámasos die des Menschen und die des Priesters unterscheiden. Die des Priesters als solchem, *per se*, können niemals beleidigen, denn sie sind auf der absoluten Wahrheit gegründet. Bei den Worten des Menschen muss man abermals unterscheiden: die, die er *ab irato* sagt, die, die er *ex ore*, jedoch nicht *in corde* sagt, und die, die er *in corde* sagt. Beleidigen können nur die Letzteren, und wiederum das je nachdem, ob sie aus einem bestimmten Grund schon *in mente* vorhanden waren oder ob sie *nur per accidens* im Eifer des Gesprächs heraus gesagt wurden, ob es ...«

»Also ich für meinen Teil und *per accidens* weiß die Gründe, Pater Sybila«, fuhr der Soldat dazwischen, der sich in einem Gewirr von Unterscheidungen verstrickt sah und befürchtete, er werde zu guter Letzt noch als Schuldiger dastehen. »Ich weiß die Gründe, und Hochwürden werden sie unterscheiden. Als Pater Dámaso einmal aus San Diego abwesend war, bestattete der Kaplan den Leichnam eines sehr ehrenhaften Mannes, jawohl, meine Herren, eines höchst ehrenhaften! Ich hatte verschiedentlich mit ihm zu tun und wohnte als Gast in seinem Haus. Was tut's, dass er nicht zur Beichte ging, ich beichte auch nicht. Aber zu sagen, er hätte sich das Leben genommen, ist eine Lüge, eine Verleumdung! Ein Mann wie er, mit einem Sohn, den er über alles liebt und auf den er seine ganze Hoffnung setzt, ein Mann, der auf Gott vertraut, der seine Pflichten gegenüber der Gesellschaft kennt, ein aufrechter und rechtschaffener Mann, der nimmt sich nicht das Leben. Das sage ich jedenfalls, und seien Sie mir dankbar, Hochwürden, dass ich hier verschweige, was ich sonst noch denke.« Damit wandte er dem Franziskaner den Rücken und fuhr fort: »Nun denn, dieser Priester da misshandelte nach seiner Rückkehr ins Dorf den armen Kaplan und ließ dann den Leichnam wieder ausgraben und aus dem Friedhof schaffen, um ihn weiß Gott wo zu verscharren. Aus Feigheit erhob sich keine Stimme im Dorf, allerdings wussten

nur wenige davon, der Tote hatte keine Angehörigen, und sein einziger Sohn ist in Europa. Aber Seine Exzellenz erfuhr es, und da er ein redlicher Mann ist, verlangte er die Bestrafung, und Bruder Dámaso wurde in ein besseres Dorf versetzt. Das ist die ganze Geschichte. Und jetzt treffen Sie Ihre Unterscheidungen, Hochwürden.«

Damit verließ er die Gruppe.

»Es tut mir sehr leid, dass ich unwissentlich an eine so heikle Angelegenheit gerührt habe«, sagte Pater Sybila bekümmert. »Aber schließlich, wenn die Versetzung im Grunde ein Gewinn war ...«

»Was hat man da schon zu gewinnen! Und was man beim Umzug verliert ... und die Papiere ... und die ... und alles, was verloren geht?« stieß Bruder Dámaso hervor, der sich vor Zorn nicht zu fassen wusste. Es dauerte eine Weile, bis sich die Wogen der Erregung wieder glätteten.

Inzwischen waren weitere Gäste eingetroffen, darunter ein bejahrter Spanier mit einem lahmen Bein und einem sanften, arglosen Gesicht. Er stützte sich auf den Arm einer stark geschminkten älteren Philippinin mit Löckchenfrisur, die nach der europäischen Mode gekleidet war.

Doktor de Espadaña und Gemahlin, »La doctora« Doña Victorina, wurden von den Herren am Tischchen freundlich begrüßt und nahmen bei ihnen Platz. Auch einige Journalisten und ein paar kleine Ladeninhaber waren gekommen, begrüßten einander und wanderten unschlüssig auf und ab.

»Wie ist er denn eigentlich, der Hausherr?« fragte der blonde junge Mann Señor Laruja. »Ich bin ihm noch nicht vorgestellt worden.«

»Es heißt, er sei weggegangen, ich habe ihn auch noch nicht gesehen.«

»Hier braucht es keine Vorstellung«, mischte sich Bruder Dámaso ein.